

# Richard Dehmel zum fünfzigsten Geburtstag

Autor(en): **Faesi, Robert**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **13 (1913-1914)**

PDF erstellt am: **30.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-749315>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

doch noch erkennen, dass jene Partei, der das geschichtliche Verdienst zukommt, dieses Recht der Persönlichkeit auf dem Boden des Staates errungen zu haben, nicht zu Unrecht das Schwert in *starker Hand behalten will, um zu wahren, was im Kampfe früherer Zeiten errungen wurde*. Und wenn Herr Otto Schmassmann darüber hinaus noch näher prüfen und überlegen will, *wie das Recht der Persönlichkeit auf dem Boden des proportionalen Wahlverfahrens sich auslebt*, empfehle ich ihm die Lektüre der Wahlliteratur und Wahlinstruktionen in den wochelangen Vorbereitungen, die unsern nach proportionalem Wahlverfahren erfolgenden Kantonsratswahlen vorausgehen. Vielleicht kommt ihm dann sein Bild vom Kettenhund wieder auf die Lippen, aber in anderem Sinne.

ST. GALLEN

R. FORRER



## RICHARD DEHMEL ZUM FÜNFZIGSTEN GEBURTSTAG

Hauptmann und Schnitzler haben letztes Jahr den Lebenszenith passiert, Dehmel folgt ihnen heuer. Man hat sie vielleicht noch nie leibhaftig vor sich gesehen: sie sind doch liebe, alte Freunde geworden, in die man sich eingelebt hat, in denen man sich auskennen meint, vielbewährte Freudenspender, von welchen noch manche Bestätigung ihres Wertes, aber kein aufregender Salto mortale mehr zu erwarten ist, während man sich schon mit den Sprüngen und Tänzen einer nachdrängenden jungen Schar auseinandersetzen muss. Und wie verwirrt, ergriffen und fassungslos man noch vor zehn Jahren diesen nun altgewohnten Größen gegenüber stand, wenn man sich etwa als junger Student in der Weltstadt mit einem Schlag vor die ungeahnten Wunder und Phänomene der Moderne versetzt sah. Von was allem man sich in seiner Überrumpelung imponieren ließ! Welche bengalischen Feuer einen zu blenden vermochten! Wie viel blitzende Diamanten unversehens ihren Glanz verloren hatten, wenn man sie später wieder einmal in die Hand nahm! Wie ärgerlich die Erkenntnis, Verehrung und Liebe an manchen Unwürdigen verschwendet zu haben! Und es wäre sehr schmerzhaft gewesen, wenn man auch

jenes liebste kleine Gedichtbuch zu den falschen Götzen in den Ofen hätte werfen müssen, das man sich so billig für eine Mark erstand, das sich dann in der Rocktasche bleibend einnistete und das man endlich auswendig und inwendig kannte, mit den Ornamenten von Peter Behrens, dem kühnen Wikingerkopf Dehmels und den in damaliger Mode nach der Vertikalachse geordneten Versen.

Nein, sie halten stand, diese Gedichte, und so oft man sie an sich vorübergehen lässt, sind sie noch herrlich wie am ersten Tag. Sie bewähren das Wunder der echten Kunst: je mehr man sie ausbeutet, um so mehr geben sie her. Es besteht alle Voraussetzung, dass sie ihre Leuchtkraft nie verlieren werden, dass mehr als einem jene vornehme Anonymität beschieden sein wird, unter der die edelsten lyrischen Sprösslinge als sogenannte Volkslieder durch das ganze Land wandern und bei jedem namenlos zu Gäste sind.

Und doch ist Dehmel zugleich, ja vor allem der typische moderne Lyriker, dessen Gedichte sich um die Mittelachse seiner Persönlichkeit drehen und ordnen. Er ist nicht bloß um seiner Verse willen da, hinter denen er nach der Art eines Eichendorff bescheiden unscheinbar zurücktreten würde, vielmehr erhöht sich das Interesse zu einem stolzen Schauspiel, dadurch, dass diese Gedichte ein Lebenswerk, ein Manneswerk bezeugen. Dehmel gehört zu dem goetheschen Dichtertypus: die Persönlichkeit ordnet sich nicht dienend dem poetischen Talent unter, sondern macht sich vielmehr daraus ein Mittel, ein Werkzeug. So wird ihre Produktion der Spiegel ihres äußern und mehr noch ihres innern Lebens, ihrer Seelenkämpfe und Wandlungen, ihrer Siege und Niederlagen, ihres „stirb und werde!“ Und da, wie Nietzsche sagt, das Genie fortwährend produziert, Gutes, Mittelmäßiges und Schlechtes, und selbst diesem letztern der stärkste persönliche Stempel aufgedrückt sein kann, so ist in den 12 Bänden 'Dehmelscher Bekenntnis- und Gelegenheitsdichtung trotz aller Selbstkritik zwar manches Unfertige, Ungeratene, Geschmacklose, manches Schiefe und Zufällig-subjektive mit untergelaufen, aber kaum etwas, das nicht als Wesensäußerung, als Emanation der Persönlichkeit einiges Interesse hätte. Indem jene geistigen Kämpfe und Krämpfe den Dichter bis auf den Grund aufwühlen, geht es ohne schrille und anhaltende Dissonanzen nicht ab und dürfen

wir keinen ungetrübten Genuss erwarten. Wir werden umhergeworfen und verwirrt, angezogen und abgestoßen, beleidigt und beseligt, aber doch immer in Bann gehalten von diesem elementaren Kräftespiel, dieser ungestümen Dynamik, deren Wucht ich in der deutschen Lyrik nichts an die Seite zu stellen wüsste. Man hat Dehmel mit Recht unsern einzigen Dichter genannt, der noch Chaos in sich habe, und dieser Eine tut uns not. Das Stöhnen und Schreien ungebärdigen Trieblebens dringt in Augenblicken mit der rohen Kraft von Naturlauten, mit der ganzen Hässlichkeit der heftigen Affekte herauf, und elementare Lüste und Wünsche, die durch die Gesittung und den Zwang Jahrtausende alter Kultur geschwächt und eingelullt sind, wollen wieder auferstehen und sich befreien. Dehmel hat etwas von jenen wilden und kühnen „Renaissancemenschen“, jenen Prachtsexemplaren des menschlichen Raubtiers, er hat eine außergewöhnliche Vitalität, deren ungebrochene Instinkte und Leidenschaften auf die uneingeschränkte Herrschaft des Ichs auf die Befriedigung aller Lüste gehen. Nicht bloß in der niedern sinnlichen Sphäre; wie es einen Faust zum tollen Hexensabbat der Walpurgisnacht, in Auerbachs Keller, zu Gretchen, Helena, aber nicht weniger ins Reich des Erdgeists und der Mütter drängt, schlägt sich dieser Dichter mit Inbrünsten jeder Art durch, zwischen Gott und Tier, und alle Lust will er ergründen, so tief er dürsten kann. „Noch hat keiner Gott erflogen, der vor Gottes Teufeln flüchtet!“

Aber dieser gesteigerte, nach allen Richtungen ausbrechende Lebensdrang rundet sich und wird „Wille zur ganzen Welt“.

Ich habe mit Inbrünsten jeder Art  
Mich zwischen Gott und Tier herumgeschlagen —  
Ich steh, und schmerzhaft rauf ich mir den Bart:  
Nur Eine Inbrunst lässt sich treu ertragen:  
Zur ganzen Welt.

Diese Lust, die Welt zu umarmen, sich auszuströmen in die Welt, macht Dehmel zum dionysischen Dichter der Gegenwart, und dieses bacchantische Fluidum, das in stärkern oder schwächern Wellen sein ganzes Werk durchbrandet, stürmt am gewaltigsten in jenen Rauschliedern, die er dem Chinesen Li-Tai-Po nachgeschaffen oder frei gedichtet, und gegen die gehalten unser ganzes

deutsches Trinkgesinge zu dürftiger Philisterhaftigkeit zusammenschrumpft.

Aber Dehmel weiß, dass das dionysische Ausschweifen einer sammelnden Gegenkraft bedarf, wenn es nicht die Persönlichkeit auflösen soll, und das Chaos Kosmos werden muss, weil Kunst Gestaltung ist. Die ganze Kunstgeschichte stellt sich ihm als ein „fortwährend im Bau befindliches Befestigungswerk des Geistes dar, das die Kultur gegen die Natur errichtet, gegen die Menschenatur wie die Weltnatur, um nicht in ihre bodenlosen Tiefen und Weiten zu zerschwanken“.

Den wilden Rossen seiner Triebe, die ihn hierhin und dorthin entführen möchten und in den Abgrund zu stürzen drohen, setzt er die meisternde Faust des lenkenden Willens entgegen. Im Leben wie in der Kunst. Und wenn es ihm, in dieser zum mindesten, nicht ganz gelang, sein sehnsüchtig gesuchtes Ziel zu erreichen, aus dem Trüben zur vollen Klarheit durchzudringen, „aus Krampf Seligkeit zu gebären“, und weniger gelingen *konnte* als vielen andern, die schwächere Dämonen zu überwinden haben, so ist doch diese Bändigung eine Existenzfrage und Notwendigkeit für ihn, ein grandioses und rühmliches Ringen, und gibt seiner vollblütigen Natur das Ethos, das zur ganzen Dichtergröße, wenigstens bei den nördlichen Rassen, erforderlich ist.

Dieser ethische Läuterungsprozess dokumentiert sich am deutlichsten in den beiden erotischen Gedichtzyklen, den *Verwandlungen der Venus* und den *Zwei Menschen*. Die erotischen Beziehungen stehen im Brennpunkt von Dehmels Lebenswerk, denn sie sind die ursprünglichsten und intensivsten Beziehungen zur Welt. In den *Verwandlungen* stürzt er sich mit Entdeckerkühnheit in die entlegensten und entsetzlichsten Bezirke der Tier- und Menschennatur; in wildem Zickzack geht es auf und ab. Die Göttin — Venus — wandelt sich zum Wurme, doch selbst im Wurme ist sie Göttin, und noch „jede Fratze zeugt von dem Gott, den sie entstellt“. Das ist Goethes Erkenntnis: „Auch das Unnatürlichste ist Natur“; die disparatesten Erscheinungen sind bloß Metamorphosen der selben Kraft. Eine Kette der seltsamsten und buntesten Steine, die in allen Himmels- und Höllenfarben blitzen, leuchten, schillern und phosphoreszieren, wird hier zum Ring geschlossen, aber gemeinsam ist ihnen das Eine Licht, das

in allen Spektren hundertfach gebrochen schimmert: Venus, das Liebesgefühl.

Sind die *Verwandlungen*, wenn auch im ernstesten Sinn, ein zuchtlos ausschweifendes Buch, so setzt ihnen der Dichter in den *Zwei Menschen* ein sammelndes, konzentrierendes, aufstrebendes entgegen. Dort explodiert die Liebeskraft nach allen Seiten, hier strebt sie in Eine Form, dort sind alle Möglichkeiten visionär erhascht, hier ist eine und die höchste Möglichkeit real gestaltet. Dieses Seelenepos in Romanzen, gegossen in eine zugleich feste und freie, höchst originelle Form, welche an die *Divina Comedia* erinnert, und in einen realistischen Monumentalstil von unerhörter Energie, der an Hodler denken lässt, gibt die äußere und innere Entwicklung des Liebeslebens zweier Menschen. Aber schwerer als die Kämpfe mit der Außenwelt sind die gegen sich selbst, und nur durch Selbstzucht ist das höchste Glück, die schwere Harmonie zu erringen, dass der Mensch sich eins fühlt mit seinem Schicksal, eins mit dem geliebten Menschen und durch diesen eins mit der ganzen Welt; denn durch die Liebe empfindet der Mensch bei Dehmel den Zusammenhang mit dem Weltganzen. Durch drei sich weitende „Umkreise“ wird das Geschlechtliche — hier ist das keine Phrase — hinaufgeläutert zum Religiösen. Für jenes Einheitsgefühl findet der Dichter die geheimnisvoll tönende Rune: „Wir Welt.“

Von diesem Kernpunkt aus offenbaren sich die Zusammenhänge scheinbar isolierter, ja widersprechender Gedichte. Die Geschlechterliebe ist Dehmels Hauptproblem, weil sich hier das Zusammenspiel und Gegenspiel egoistischer und altruistischer Triebe und Forderungen am gefährlichsten und fruchtbarsten, am feinsten und schwersten gestaltet. Indem sich aber die große Spannweite seiner Natur vom einen Pol zum andern erstreckt, wird er zugleich der Dichter eines starken Individualismus und eines ebenso starken sozialen Empfindens. Er setzt sich ein für das Recht der freien Entfaltung ausgeprägter und großer Persönlichkeit, für ein unerbittliches, selbst brutales Wegräumen aller Hindernisse.

Treue gegen sich selbst erscheint als das oberste Gebot, und müsste sie, wie in den *Drei Ringen* durch Treubruch gegen andere erkaufte werden. Jeder soll das seiner Natur entsprechende Schick-

sal erleben, wofür Dehmel in der *Lebensmesse* das schöne Wort gefunden hat: „dem Schicksal gewachsen sein“. Aber dieses „Werde, was du bist“, bedeutet nicht ein schrankenloses sich Entfalten, sondern die Rettung nur der wesentlichen und besten Kräfte, die wieder einer Lebensaufgabe im Dienste der menschlichen Gemeinschaft zugute kommen sollen. Und wenn der Dichter mehrfach den Konflikt von Eltern und Kind gestaltet, ja in dem *Lied an meinen Sohn* gegen sich selbst als Vater im voraus Partei ergreift — „Und wenn dir einst von Sohnespflicht, mein Sohn, dein alter Vater spricht, gehorch ihm nicht, gehorch ihm nicht!“ — so muss der Eigenwille des Kindes doch aus einem weitem sozialen Pflichtbewusstsein gerechtfertigt sein.

Dies Verantwortlichkeitsgefühl gegenüber der menschlichen Gemeinschaft ist das nötige Gegengewicht zu Dehmels Persönlichkeitsdrang, und ist in ihm kaum minder stark als in den andern großen Dichtern unseres sozialen Zeitalters, als in einem Ibsen, Tolstoi oder Hauptmann. „Ja, ein Mensch geht barfuß im eignen Blut durch Gottes Schnee, und wir gehn auf Blüten“, dies und manch weiteres Wort enthüllt die Erkenntnis, dass einer auf Kosten des andern lebt. „Wer lebt, hilft töten, ob er will, ob nicht.“ Aus diesem Wissen um die „Mitschuld“ wächst das Gewissen und seine Forderung, jene Schuld abzutragen. Wie hätte Dehmel ohne diesen wachen und starken Altruismus die klassischen und repräsentativen sozialen Gedichte der modernen deutschen Lyrik erschaffen können; etwa jenes Lied vom Arbeitsmann, den reinsten Ausdruck der Sehnsucht der untern Klassen nach Freiheit, Schönheit und Menschenwürde!

Wo aber ist unter den Lebenden der deutsche Lyriker, der so aus dem Wesentlichen schafft und doch wieder Breite und Weite des menschlichen Begehrens, Tiefe und Höhe vom Tierischen zum Göttlichen so kühn durchmisst, zugleich faunisch und faustisch, voll Selbstsucht und Selbstzucht, und der für alle diese großen Dinge in Sturm und Flüstern, in Jubeln und Stöhnen so unmittelbare, so freiströmende, so lebenszitternde Rhythmen und Worte findet?

ZÜRICH

ROBERT FAESI

